

Wege und Irrwege in der Weltfriedensfrage.

Von Universitätsprofessor Dr. Ignaz Seipel, Salzburg.

Wir leben in einer Zeit allgemeiner Friedenssehnsucht, aber auch allgemeiner Furcht vor einem Frieden, der die Keime zu neuen kriegerischen Verwicklungen in sich enthalten könnte. Ja, selbst diejenigen unter unseren Gegnern, die alle Friedensangebote der Mittelmächte mit der größten Hartnäckigkeit zurückweisen, tun es, wenn wir ihren Versicherungen Glauben schenken dürfen, weil sie meinen, ein Friede, der vor der völligen Vernichtung unseres „Militarismus“ geschlossen würde, könnte keine lange Dauer haben. So wirken sogar die Kriegsverlängerer für die Idee des Weltfriedens.

Wie groß nun auch das Verlangen nach einem immerwährenden Frieden ist, so gering ist in weiten Kreisen die Hoffnung auf seine Verwirklichung. Den stärksten Stoß hat diese wohl durch die merkwürdige Entwicklung erlitten, die Nordamerika und sein Präsident in diesem Kriege durchgemacht haben. Durch viele Monate gefiel sich Wilson in der Rolle des einflussreichsten, ja des einzig berufenen Weltfriedensstifters, schließlich aber führte er den von ihm geleiteten Staat, die einzige Großmacht unter den Neutralen, selbst in den Krieg und zwar in die Reihe unserer vielen Feinde. Begreiflicherweise hat dieses Vorgehen bei den Angehörigen der Mittelmächte und auch unter jenen Neutralen, denen es ernstlich um die Beschränkung des Weltkrieges auf die bisher von ihm Ergriffenen zu tun ist, das größte Befremden und die bitterste Kritik herausgefordert. Ich glaube, man hätte sich eine große Enttäuschung erspart, wenn man von Anfang an das Friedensprogramm, das Wilson, wie ich gerne annehmen will, in gutem Glauben vertreten hat, durchschaut und als durchaus nicht geeignet, den Weltfrieden zu begründen, erkannt hätte.

In der vielbesprochenen Botschaft an den Senat, in der Wilson sein Friedensprogramm am ausführlichsten dargelegt hat, bekannte er sich zum Nationalitätsprinzip. Aber er versteht darunter etwas anderes, als wir in Europameinen, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen. Unter Volk oder Nation versteht er die in einem bestimmten Gebiete beisammenwohnende Bevölkerung, nur daß er bei Nation zugleich an die staatliche Selbständigkeit denkt. Das Allheilmittel gegen alle nationalen und internationalen Konflikte sieht er in der Demokratie. Man soll, meint er, die Nationen selbst bestimmen lassen, zu welchem Staate sie gehören und wie sie regiert werden wollen. Die Entscheidung müßte natürlich echt demokratisch durch Abstimmung erfolgen und die Majorität

recht behalten, wenn die Minorität sich von ihr nicht trennen will oder kann. Als Hindernis einer derartigen Lösung der nationalen Frage erscheinen ihm die bestehenden Staaten, die nichtdemokratischen Regierungen und die Dynastien, die der Durchsetzung des demokratischen Prinzips im Wege stehen. Er ist natürlich zu klug, um eine resloze Durchführung seiner Theorien glauben zu können. Er gesteht daher einige Ausnahmen zu. So räumt er den „großen“ Nationen das Recht ein, einen Ausgang zum Meer zu fordern, und im Interesse des internationalen Handels verlangt er die Neutralisierung der Meerengen. Damit käme selbstverständlich die Bevölkerung gewisser Gebiete um ihr freies Selbstbestimmungsrecht. Für diesen Fall verlangt er von den Nationen vollkommene Achtung des Lebens, des Gottesdienstes, der individuellen und sozialen Entwicklung der ihnen angegliederten fremden Bevölkerungsguppen, merkwürdigerweise aber nicht auch Achtung der Sprache. Vom Gut der Sprache, das bei uns den Hauptgegenstand des nationalen Streites abgibt, spricht er in dem ganzen langen Friedensprogramm nicht ein einziges Mal!

Daß dieses Friedensprogramm nicht verfangt, braucht uns gar nicht wunderzunehmen. Es leidet ja unter einer vollständigen Verkenning der nationalen und staatlichen Verhältnisse in Europa. Dem Europäer ist seine Nation in erster Linie eine Kultureinheit, als deren stärkster, wenn auch nicht einziger Ausdruck die Gemeinsamkeit der Muttersprache erscheint. Nationen in diesem Sinne gibt es in Amerika kaum. Der Amerikaner schätzt nicht so wie wir die Kultur. Ich sage das nicht im Tone des Vorwurfs oder der Geringschätzung, sondern nur um eine Tatsache festzustellen. Für den Amerikaner gehört die Kultur eigentlich in die Archäologie. Er wird sich mit der Kultur der Babylonier und der Azteken beschäftigen; für sich beansprucht er etwas anderes, die Zivilisation. Der Begriff der Zivilisation hängt nun enge und ausschließlich mit dem der staatlichen Ordnung zusammen. Wer „civis“, Bürger eines geordneten Staatswesens ist und in jedem Belang denkt, fühlt und lebt, wie es dem Bürger eines solchen Staates ansteht, der ist zivilisiert. Und das höchste Recht des Bürgers im Gegensatz zum bloßen Untertan ist, daß er Anteil an der Verwaltung seines Gemeinwesens hat. Diesen Anteil übt er durch Abstimmung aus; natürlich hat eine solche nur Sinn bei Anerkennung des Majoritätsprinzips. So besteht, wie sonderbar dies auch klingen mag, ein innerer Zusammenhang zwischen Zivilisation und Demokratie. Vielleicht kommt die besondere Betonung der Zivilisation bei den Amerikanern daher, daß sie bis in die jüngste Zeit mit den unzivilisierten Urbewohnern ihres Landes Verührung hatten, denen gegenüber eben die Zivilisation, die bürgerliche Ordnung, die Auszeichnung der weißen Ansiedler bildete. Bei uns in Europa versteht sich Zivilisation von selbst. Das, worauf ein jedes Volk vor seinen Nachbarn sich etwas zugute tun kann, ist nicht die Zivilisation, denn zivilisiert sind diese Nachbarn ja alle auch, sondern die Summe der diesem Volke eigentümlichen geistigen Güter, seine Kultur. Dazu kommt, daß der ganze riesige Doppelkontinent, Nord- und Südamerika, im großen ganzen nur drei Sprachgebiete aufweist, das englische, das spanische und das portugiesische. Alle anderen Sprachen, sowohl die der Indianer als die der Einwanderer aus anderen Nationen und selbst das

Deute können nicht Deutsch, sondern die reden überall anders. Das kann ich nicht verstehen. Wenn doch die Gänse überall deutsch schnattern, wenn die Dachsen überall deutsch brüllen und röhren, warum haben nachher die Leute nicht überall die gleiche Sprache? Das geht mir nicht ein. Euer Muddl.“

Wie der Wandfarten-Muddl weit genug in der Welt herumgekommen ist, darf er einmal auf Urlaub heim ins Bachzauer-Dehen. Seine Brüder, der Sepp und der Michl, haben auch kommen dürfen: der eine von den Bogesen und der andere aus der Balachei.

So ist also eitel Freude im Bachzauer-Dehen, besonders bei der Bachzauer-Mutter, die nicht mehr gehofft hat, ihre drei Buben noch einmal so schön beieinander zu sehen.

Die Bachzauerischen sitzen alle um den Tisch, vollzählig wie schon lang nicht mehr, Hund und Kaze sind da, die Wanduhr tickt, der Ofen summt, und so heimelig ist's in der Stuben, daß die Bachzauerin meint, die Zeit wär' um Fährlein fünfzehn oder zwanzig zurückgerutscht und es wär' alles wie dorch'.

Sie beten das Vaterunser und den Glauben an Gott und während dem Beten schaut die Bachzauerin von einem zum anderen, ob sie die Gebete auch noch können, und nicht bloß den Mund so rühren.

Aber die Stimmen schallen und brummen wie der einst in Kindheitstagen und das Umeinanderfugeln auf allen vier Fronten hat keinem geschadet.

Immer heimlicher und heimlicher wird's der Bachzauer-Mutter ums Herz, und wie sie nach der Suppe den Löffel wischen, sagt sie es heraus:

„Kinder, mir ist's grad', als wäret ihr noch alle so wie vor fünfzehn, zwanzig Fährlein, und als wäret die Zeit still gestanden, weil mir alle wieder so schön beieinan-